

Die eheliche Familie – eine gefährdete Institution

Franz Kromka

Friedrich A. von Hayek, der um die Brüchigkeit menschlicher Ordnungen wusste, hat in seiner *Verfassung der Freiheit* die eheliche Familie neben der Einrichtung des Eigentums als eine besonders „wertvolle Institution“ betrachtet, weil nämlich „die Eltern in der Regel zur Vorbereitung ihrer Kinder auf ein befriedigendes Leben mehr tun können als jemand anderer“. Die besondere Bedeutung der Familie besteht nach Auffassung von Hayeks darin, dass sie ein äußerst leistungsfähiges „Instrument zur Weitergabe von Moral, Geschmack und Wissen ist“. Fruchtbare Zivilisationen sind nur dann entstanden, wenn sich Moralregeln entwickelt haben, die durch entsagungsvolle Repression angeborener Triebe vor allem die Institution der Familie und eben auch des Eigentums schützen. Es verwundert nicht, dass die meisten Revolutionäre sich gerade gegen diese Beschränkungen des natürlichen Triebes gewandt haben und wenden, die neben anderen Reglementierungen als die eigentliche „Last der Anforderungen der Zivilisation“ (Karl R. Popper) gelten. Nicht nur die drei großen monotheistischen Religionen, sondern auch die dominierenden religiösen Traditionen des Ostens lehren die Achtung vor Familie und Eigentum, die sich wechselseitig bedingen.

Die Geschichte der Menschheit ist reich an Beispielen, die die Schwäche der durch strenge Institutionen nicht gestützten, also ungeschützten menschlichen Natur zeigen. Wichtiger Zweck ethischer Normen ist es, das Aggressionspotenzial

der Menschen unter Kontrolle zu halten. Die Anhänger der antiautoritären Pädagogik haben geglaubt, dass dann, wenn der familiäre Zwang, die Kultur schlechthin, beseitigt ist, der natürliche, vermeintlich gute Kern des Menschen zum Vorschein kommt. Doch angesichts der Zerstörungen und Gewalttaten, die nicht nur hierzulande vor allem von Jugendlichen begangen werden, wird überdeutlich, dass das von den moralischen Fesseln befreite Individuum zum Monster werden kann. Das Böse gibt es, und es kann unter dem dünnen Firnis der Zivilisation jederzeit hervorbrechen.

„Erlernte Hilflosigkeit“

Mit dieser Einsicht wird selbstverständlich die Bedeutung von – sich gerade heute rasch ausweitenden – außерfamilialen Erziehungs- und Bildungsanstalten nicht oder nicht grundsätzlich infrage gestellt. Nachdenklich sollte aber machen, dass mehr und mehr bereits in den ersten Lebensjahren des Kindes der familiäre Einfluss, der für dessen seelische und moralische Entwicklung so wichtig ist, zugunsten der zumeist von staatlichen Einrichtungen betriebenen Fremdbetreuung geschwächt wird. Unter der biedermännischen Lösung „Mehr professionelle Betreuung!“ löst sich allmählich eine Hauptfunktion der ehelichen Familie auf, nämlich die eigenverantwortliche Erziehungsaufgabe. „Je mehr der Staat für uns sorgt, umso weniger werden wir uns gedrängt fühlen, für uns selbst und für unsere Familien zu sorgen“, gab Wilhelm

Röpke, ein Gründervater unserer Marktwirtschaft, zu bedenken. Staatliche Dienste lassen die spontane Hilfsbereitschaft und freiwillige Zusammenarbeit allmählich verkümmern. Sie zeitigen damit – gewöhnlich unbeabsichtigt – gerade jene fatalen Zustände von „erlehrter Hilflosigkeit“, die den Ruf nach weiterer staatlicher Unterstützung berechtigt erscheinen lassen.

Familienstatistische Daten

Die statistischen Angaben über Heiratshäufigkeit, Ehedauer, Scheidungszahlen und Geburtenziffern im Verein mit Daten über den Wertewandel belegen, dass es in den letzten Jahrzehnten zu einer starken Deinstitutionalisierung der familiären Beziehungen gekommen ist. Dem *Statistischen Jahrbuch 2008* ist für das Berichtsjahr 2006 zu entnehmen, dass in Deutschland nur mehr 373 681 Ehen geschlossen wurden und man 191 209 rechtskräftige Urteile auf Ehelösungen verzeichnete. Auch gab es mehr Ehepaare, die keine Kinder hatten, nämlich knapp 9,7 Millionen, als Ehepaare mit Kindern, das heißt Familien (rund 9,0 Millionen). Die Zahl der nicht ehelichen Lebensgemeinschaften steigt von Jahr zu Jahr: Sie lag 2006 bei mehr als 2,3 Millionen. Auch der Anteil der Single-Haushalte an den Privathaushalten nimmt ständig zu: Er betrug knapp 39 Prozent. Zu dieser Datenlage passt, dass 2007 knapp 60 Prozent aller Geburten in Ostdeutschland nicht ehelich waren; in den alten Ländern betrug dieser Anteil „nur“ rund 24 Prozent. Es überrascht auch nicht, dass die altersspezifische Geburtenziffer auf einen Wert von 1,33 abgesunken ist – und trotz aller politischen Bemühungen ist mit einem spürbaren Anstieg der Geburtenzahl vorerst wohl nicht zu rechnen. Allein diese wenigen Zahlen machen deutlich, dass die ehelich-familiären Bindungen sich beträchtlich gelockert haben. Der institutionellen und das heißt auf Dauer angeleg-

ten Regelung geschlechtlicher Beziehungen wird vermehrt mit Misstrauen begegnet. Mit Skepsis wird vor allem die rechtliche Normierung der Ehe betrachtet.

Die Zahl derjenigen, die Ehe und Familie strikt ablehnen, ist noch relativ klein. Trotzdem kann heute von jenem „Verfall der Familie“ gesprochen werden, den Röpke bereits in den 1940er-Jahren heraufziehen sah. Durch den massiven Ausbau privater wie staatlicher Versorgungssysteme gelingt es immer mehr Menschen, ohne familiäre Unterstützung durch das Leben zu kommen. Der Wert der Familie wird aber auch dadurch infrage gestellt, dass Umfrageergebnisse, die den Verfall anzeigen, nach dem Motto „Viele andere machen es auch!“ zur neuen, scheinbar liberalen Norm erklärt werden. Die medial mächtig geförderte Propagierung ungehemmter Freiheiten auf Kosten familiärer wie sozialer Verpflichtungen schlechthin hat ein extrem egoistisch-hedonistisches Verhalten gezeitigt, das infolge der Auflösung der Familie schließlich die gesamte Gesellschaft gefährdet. Meinhard Miegel und Stefanie Wahl haben bereits vom „Ende des Individualismus“, der sich selbst zerstört, gesprochen.

Funktionen der Familie

Wie die statistischen Daten zeigen, hat die Instabilität der Ehe vor allem die sogenannte Reproduktionsfunktion der Familie stark beeinträchtigt. Zum bevölkerungsverringernden Geburtenrückgang hat zweifellos beigetragen, dass – trotz Korrekturen – immer noch die Parole gilt: „Die Kosten der Kindererziehung werden individualisiert, deren Erträge aber sozialisiert!“ Zieht man die Maßstäbe des derzeit als angemessen akzeptierten Vernunftdenkens und sachlichen Abwägens der ökonomischen Gegebenheiten in Betracht, muss man sich fast wundern, dass sich überhaupt noch Eltern bereitfinden, Kinder zum Nutzen

ihrer kinderlosen Mitbürger gleichsam gratis großzuziehen. Kinder, die selbstverständlich nicht nur, aber gerade in unserer ökonomistischen, konsumorientierten Zeit eben auch als „Kostenfaktor“ gewertet werden, mindern den Lebensstandard der Eltern. So ist es kein Rätsel, dass es einen Trend zu weniger Geburten oder überhaupt Kinderlosigkeit gibt. Es geht heute aber nicht nur darum, dass wieder mehr Kinder zur Welt kommen, sondern vor allem auch darum, dass viele Heranwachsende vom Wunsch erfüllt werden, später einmal selbstständig und eigenverantwortlich zu handeln. Der in vielen Familien heute aufgespannte Wertehorizont ist indessen immer weniger dazu angetan, dass dieser Wunsch in den Jugendlichen Wurzeln schlägt.

„Sittliche Reserven“ als Humankapital

Denen, die ohne familiäre Wärme aufgewachsen sind, fällt es mehr als den anderen nicht selten schwer, ihren Mitmenschen gegenüber loyal zu sein. Besonders die nüchterne Welt des Geschäftslebens bleibt aber nur dann stabil, wenn in ihr Menschen tätig sind, die über ein hohes Maß an „sittlichen Reserven“ (Röpke) verfügen. Diese „Reserven“, die man heute dem „Humankapital“ zurechnet und die die Welt des Wirtschaftens braucht und ständig verbraucht, werden vornehmlich in der intakten Familie gebildet und aufgefrischt. Auf die Heranwachsenden wirkt sich negativ aus, dass die starke Verbindung, die zwischen der Welt der Arbeit und der familiären Sphäre einst bestand, heute nur mehr selten existiert.

Die moderne Verwöhnung der Kinder als ein Resultat dieses Zustandes führt zwangsläufig zu steigenden Ansprüchen und wachsenden Aggressionen. Am gegenwärtigen zerstörerischen Verhalten der Jugendlichen, das Felix von Cube und Dietger Alshuth vornehmlich „mit zu

wenig Vater“ und damit zu wenig Kampf“ erklärt haben, dürften die Familien, die mit ihrem Berufsgeschehen noch direkt verknüpft sind, relativ geringe Schuld tragen. Es wirkt sich erzieherisch vorteilhaft aus, wenn nicht nur – wie das heute zumeist der Fall ist – die Mutter, sondern auch der Vater mit seiner beruflichen Tätigkeit dem Nachwuchs sichtbares Vorbild ist. Viel wäre aber schon getan, wenn die Kinder ihren Vater bei außerberuflichen Arbeiten erlebten, sei es, dass dieser als Eigentümer eines eigenen Hauses etwa Wände streicht oder einen Gartenzaun errichtet.

Lust ohne Anstrengung?

Wenn es auch in Zukunft Lebensbejahung und Arbeitsfreude geben soll, dann ist den modischen Tendenzen mit Skepsis zu begegnen, die elterliche Liebe und Fürsorge bereits im frühesten Lebensalter zugunsten zumeist staatlicher, aber auch privater Fremdbetreuung einzuschränken. Gewiss kann ab und an die sogenannte professionelle Betreuung vorteilhafter sein als die elterliche. Aber keinesfalls sollten Kinderkrippen samt und sonders als akzeptabler Familienersatz betrachtet werden. Derartige Einrichtungen erschweren es, dass es in der Geschlechterfolge zu vorzüglichen kumulativen Erziehungsresultaten kommt. Die erwünschten pädagogischen Ergebnisse lassen heute aber auch deshalb oft auf sich warten, weil die Weiterziehung durch die neuen Medien gewöhnlich nur mit der von aggressiver Langeweile begleiteten „Lust ohne Anstrengung“ (von Cube und Alshuth) einhergeht. In nicht wenigen Familien hat sich ein erziehungsindifferentes Kraftfeld gebildet, das alles gleichgültig erscheinen lässt und in dem es Konflikte vornehmlich dann gibt, wenn jemand bei der Verfolgung seiner Interessen behindert wird. Gewiss besteht kein Anlass, die Erziehungsbedingungen vergangener Zeiten zu erklären.

Doch die gegenwärtigen pädagogischen Defizite scheinen die Missstände von ehemals zu übertreffen.

Die eheliche Familie ist gefährdet, weil die Werte, die sie stützen und schützen, verfallen. Nicht das auf unbeschränkte Selbstverwirklichung bedachte Individuum, sondern die vermeintlich starre, die Individualität einschränkende Familie gerät immer mehr ins Kreuzfeuer der Kritik. Die modernen „Hyperindividuisten“ (Peter L. Berger) haben der ehelichen Familie, die vor allem die historische Basis der neuzeitlichen Individuation und Personalisation bildete, den Kampf angesagt. Doch sollte die sich auf den Familien aufbauende Gesellschaft untergehen, wird an ihre Stelle nicht ein freies Gemeinwesen unabhängiger Bürger treten, sondern es wird sich eine die Individualität und das heißt auch die schöpferische Kraft der Menschen hemmender bürokratisierter Betreuungsstaat breitmachen.

Zwiesältiges Image der Mutterrolle

Was ist nun aber zu tun, um das Gefüge der Familien zu stärken? Dem Einsatz für die Familie muss die Einsicht vorausgehen, dass der familiäre Verband ein – im zeitlichen Ablauf – sich veränderndes System ist. Heirat, Geburten, Erziehung sowie Ausscheren der Kinder aus der Familie und schließlich Alleinbleiben der Eltern machen sich als Umbrüche bemerkbar, die – auch unter günstigen Bedingungen – nicht problemfrei sind. Mit dem Wandel müssen aber nicht nur die Familienmitglieder zureckkommen, sondern sie betreffen aufgrund der sich gleichfalls verändernden familialen Bedürfnisse auch das Umfeld der Familie.

Besondere Probleme schafft oft die Verbindung von außerhäuslicher Erwerbstätigkeit der Mutter mit den sich wandelnden Ansprüchen der Familie. Entgegen modischen Meinungen legen

die Erkenntnisse namhafter Psychologen, Anthropologen und Humanbiologen nahe, dass während der ersten Lebensjahre des Neugeborenen – meistens wird von rund drei Jahren gesprochen – besonders die Mutter so oft wie nur möglich bei ihrem Kind sein und das heißt keiner Arbeit nachgehen sollte, die ganztags außer Haus zu verrichten ist. Bekanntlich ist der Mensch ein Nesthocker. Er bedarf im ersten Lebensabschnitt für seine zur Verhaltenssicherheit führende Entwicklung der ständigen liebevollen Zuwendung und Fürsorge einer zu Opfern bereiten Person. Dass diese Person keinesfalls ein Nichtfamilienmitglied sein kann, ist eine unbewiesene Behauptung. Doch in aller Regel ist die leibliche Mutter der Aufgabe, die „sozio-kulturelle Geburt“ (Dieter Claessens) des Kleinkindes voranzutreiben, am besten gewachsen.

Wenn die Mutter in den ersten Lebensjahren des Kindes einer außerhäuslichen Arbeit nachgeht oder nachgehen muss, dann leidet darunter nicht nur der Nachwuchs, sondern gerade auch die übermäßig belastete Mutter. Familiensiologische Einsichten legen nahe, dass besonders dann, wenn nach dem ersten Kind weitere zur Welt kommen, es im Allgemeinen wünschenswert ist, wenn die Mutter für mehrere Jahre oder gar bis zum Ende der „vollfamilialen Phase“ aus dem Berufsleben ausscheidet und sich völlig der Erziehung ihrer Kinder widmet. Aber gerade in einer Zeit, in der der Mittelbedarf aufgrund der zur Welt gebrachten Kinder spürbar zunimmt, schmerzt der Verzicht auf das Arbeitseinkommen ganz besonders. So wird, um den erreichten materiellen Lebensstandard halten zu können, in vielen Fällen eher auf Kinder, besonders auf das zweite oder dritte Kind, als auf einen Teil des Einkommens verzichtet.

Von den insgesamt 18,7 Millionen Ehepaaren, die es in Deutschland 2006 geben hat, sind, wie erwähnt, gut 52 Prozent

kinderlos. Viele Frauen befürchten auch, dass das gewöhnlich als vorübergehend gedachte Ausscheiden aus dem Erwerbsleben einen endgültigen Abschied bedeuten könnte, weil nämlich die Schwierigkeiten eines späteren Wiedereintritts immer noch groß sind oder dieser Eintritt oft nur unter erheblich schlechteren Bedingungen erfolgt. Gewiss verlöre die Mutterrolle zumindest teilweise ihr zwiespältiges Image, wenn es leichter möglich wäre, zu angemessenen Voraussetzungen wieder in den Beruf zurückzukehren. Ein Teil der Mütter gibt allerdings nicht nur des Einkommens wegen den Beruf nicht auf. Die Weiterarbeit hat unter anderem mit der von den Medien verbreiteten Auffassung zu tun, ein intellektuell befriedigendes Leben sei letztlich nur durch die Einbindung in die außerhäusliche Berufswelt möglich. Zweifellos können in dieser Welt besondere Erfahrungen gemacht, Anregungen aufgenommen und freundschaftliche Beziehungen gepflegt werden, auf die im familiären Lebenskreis häufig verzichtet werden muss. Indessen trifft die Behauptung, Berufsarbeiten sei befriedigender als die Bewältigung von Mutterpflichten, oft nicht zu. Sie wird zumeist von akademisch gebildeten und in anspruchsvollen Berufen arbeitenden Frauen vorgebracht und scheint in ihrem Fall ja auch meist zu stimmen. Offensichtlich steht sie aber im Widerspruch zu den psychischen und auch physischen Belastungen, die jene vielen Frauen auszuhalten haben, die einer wenig qualifizierten Arbeit nachgehen müssen.

Übermäßige Emotionalisierung

Die Stabilität der ehelichen Familie ist auch von der medial mächtig verstärkten modernen Tendenz zur Überemotionalisierung und Übererotisierung der Partnerbeziehung bedroht. Die Liebesheirat stellt längst in allen Bevölkerungsschichten das unbestrittene Ideal dar. Dass damit die personalen Beziehungen beträcht-

lich an Intensität gewonnen haben, ist nicht zu bestreiten. Aber die Emotionalisierung zeitigt auch ein höheres Maß an Ehekrisen. Gerade aufgrund der für natürlich und somit berechtigt gehaltenen hohen Ansprüche sind viele Ehepartner nicht in der Lage zu begreifen, dass erotisch-sexuelle Gefühle wechselhaft und unbeständig sind und emotionale Tiefpunkte auch in einer Ehe nichts Außergewöhnliches sind. So ist es nicht verwunderlich, dass zahlreiche Enttäuschungen, die nicht selten zur Auflösung der Ehe führen, die Folge sind. Das Scheidungsrisiko hat auch deshalb zugenommen, weil kulturelle Normen, besonders religiöskirchliche, die den Ehebund zu festigen vermögen, in den letzten Jahrzehnten beträchtlich an Wirkkraft verloren haben. Während früher die Auflösung der familiären Bindung häufig Existenzprobleme zur Folge hatte, können, wie gesagt, physische wie auch soziale Bedürfnisse heute unschwer außerhalb des Familienverbandes befriedigt werden. So bricht man leichter aus emotional zerrütteten Ehen aus, die ehedem aus sozial-ökonomischen Gründen aufrechterhalten wurden. Die eheliche Familie würde unter den gegenwärtigen Verhältnissen dann relativ stabil bleiben, wenn es den Ehepartnern gelänge, sich zu beschränken und zwischen emotionaler Über- und Unterversorgung ein ausgewogenes Gleichgewicht herzustellen. Aber dieses Gleichgewicht wird von egoistischen und radikalfeministischen Ideologien heftig gestört und viel zu oft zerstört.

Die familienpolitische Devise „Ohne Kinder keine Zukunft“ beruht auf der Erkenntnis, dass jegliche Alterssicherung letzten Endes nur mit Kindern möglich ist – und zwar mit solchen, die in ihrem Beruf einmal schöpferisch tätig und arbeitsfreudig sein werden. Das Sozialprodukt wird bei einer weiter schrumpfenden Bevölkerung nur dann nicht sinken, wenn die Arbeitsproduktivität rascher steigt, als

die Zahl der Arbeitskräfte abnimmt. Wohlstand wie Stabilität des Gemeinwesens werden zukünftig gerade davon abhängen, dass es genügend Menschen gibt, die sich durch Pflichtsinn, Leistungswillen und Kreativität auszeichnen – Eigenschaften, für deren Herausbildung intakte Familienverhältnisse in der Regel unentbehrlich sind.

Benachteiligung mindern

Der umsichtige Familienpolitiker sollte sich nun nicht direkt um die Gestaltung dieser Verhältnisse kümmern. Wohl aber sollte er sich für Bedingungen einsetzen, die die Existenz der Familien erleichtern. Die Familienpolitik ist auf dem richtigen Weg, wenn sie sich dabei an dem Paragraphen 6 des Sozialgesetzbuches I orientiert: „Wer Kindern Unterhalt zu leisten hat oder leistet, hat ein Recht auf Minderung der dadurch entstehenden wirtschaftlichen Belastungen.“ „Minderung“ bedeutet Lastenteilung und nicht volle Abgeltung aller „Kinderkosten“. Von dieser Abgeltung ist im Übrigen die staatliche finanzielle Familienförderung trotz erhöhter Kindergeldbeträge und steuerlicher Freibeträge weit entfernt. In den vergangenen Jahrzehnten sind die Einkommen stärker gestiegen als die für die Familien erbrachten Leistungen des Staates, sodass die Eltern steigende Anteile ihrer Einkommen für den Unterhalt von Kindern aufbringen mussten.

Das gegenwärtige Steuersystem begünstigt immer noch zeit ihres Berufslebens kinderlose Ehepaare stärker als Familien. Wenn es zudem so bleibt, dass das derzeitige System der Alterssicherung trotz verschiedener Korrekturen Kinderlosigkeit immer noch gleichsam belohnt, dann bedeutet effiziente Familienpolitik auch, alles zu tun, damit die von den Personen ohne Kinder geleisteten Beiträge zum Sicherungssystem und die für die Kinder getätigten Aufwendungen als ebenbürtige Leistungen zur Einlösung der Generationensolidarität anerkannt werden. Die Familienpolitik hat dafür zu sorgen, dass jene Benachteiligungen abgebaut werden, die viele daran hindern, so viele Kinder zu haben, wie sie wirtschaftlich verantworten können.

Mütter und Väter haben Anspruch auf jene Leistungen, die durch die Erziehung der Kinder für den Fortbestand der Gesellschaft erbracht werden. Für Paul Kirchhof, den Finanz- und Steuerrechtslehrer, ist es ein Gebot der Stunde, dass die materielle Benachteiligung der Familien gemindert wird. Und Franz X. Kaufmann, dem Familiensoziologen, ist es ein Anliegen, dass gegen die gerade in Deutschland stark ausgeprägte „strukturelle Rücksichtslosigkeit“ der Gesellschaft gegenüber der ehelichen Familie energisch vorgegangen wird.

Fortschrittliche Verdrängung der Religion?

„[...] dass es in einem Fußballstadion möglich ist, ein Grundgebet der Christenheit wie das Vaterunser zu sprechen, sollte jenen zu denken geben, die die Verdrängung der Religionen und ihrer Symbole aus dem öffentlichen Raum für einen Ausweis gesellschaftlichen Fortschritts halten.“

Daniel Deckers am 16. November 2009 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung.